



Wie ich zur Archäologie kam

Kurt Bittel

Heimat- und Altertumsverein
Heidenheim an der Brenz e.V.

Jahrbuch

1989/90

Jahrbuch 1989/90
des Heimat- und Altertumsvereins Heidenheim an der Brenz e.V.

Auszug

Wie ich zur Archäologie kam

Kurt Bittel

Herausgegeben vom Heimat- und Altertumsverein Heidenheim an der Brenz e.V.

Bearbeitet von Helmut Weimert

© Heimat- und Altertumsverein Heidenheim an der Brenz e.V., 1990, eBook-Version 2022

Alle Rechte vorbehalten

Jeder Aufsatz aus dem Jahrbuch wurde als eBook und PDF aufgearbeitet. Es wurde die Rechtschreibung dieser Zeit belassen. Die Aufsätze sind auf unserer Homepage

<https://hav-heidenheim.de>

zum kostenlosen Download bereitgestellt.

Die neuen Jahrbücher in Buchform werden nur noch in einer kleinen Auflage gedruckt. Die älteren Jahrbücher sind nur noch in wenigen Exemplaren verfügbar. Bei Bedarf bitte beim Vorstand anfragen.

Aus Mangel an Verfügbarkeit der Originalfotografien mussten wir die Bilder aus dem Buch übernehmen, was leider Qualitätsverluste verursacht hat. Sollten wir in irgend einer Weise Zugriff auf die Originalbilder erhalten, werden wir sie ersetzen.

Inhaltsverzeichnis 1989/1990

Peter Heinzelmann und Herbert Jantschke	Zwei neue Höhlen im Stadtgebiet von Heidenheim
Leonhard Mack	Bohnerzförderung und -verhüttung auf der östlichen Schwäbischen Alb
Britta Rabold	Die römische Truhe aus Heidenheim
Heike Allewelt	Eine „raetische“ Fibelform
Heinz Bühler	Wer war der letzte Ravensteiner?
Markus Baudisch	Die Vögte, Oberamtleute und Landräte in Heidenheim seit 1448
Günter Schmeisky	Sind die Schwaben doch wie die Hasen! Zum Siegesjubiläum in Bayern nach der Schlacht von Giengen
Erhard Lehmann	Der Heidenheimer Ottilienberg im Wandel der Zeit
Gottfried Odenwald	Die Geschichte des Heidenheimer Stadtwappens
Helmut Weimert	Haus Hintere Gasse 60, Heidenheim ein Schauplatz württembergischer Behördengeschichte
Ursula Angelmaier	Die „Untere Façade“ von Schloß Taxis
Bernhard Häck	Das Vermessungswesen im Raum Heidenheim
Gerhard Schweier	Der erste Arkadenbau in Heidenheim - 1828
Michael Benz und Thomas Lutz	Das „letzte Gefecht“ der Lateinschule
Karl Müller	Zwistigkeiten beim Einzug der Schule in das Brenzer Schloß
Roland Würz	100 Jahre Rotes Kreuz im Landkreis Heidenheim
Gerhard Lutz	Das Alte Stadtbad und die Bauten von Philipp Jakob Manz in Heidenheim
Karl Hodum	Die italienische Reise des Professors Arthur Renner im Jahr 1906
Hans Wulz	Eine Taschen-Stammrolle aus dem Weltkrieg 1914 - 1918
Kurt Bittel	Wie ich zur Archäologie kam
Gerhard Schweier	Heidenheimer Notgeld – 3. Ausgabe 1945
Martin Hornung	Neugestaltung Bahnhofplatz und Umgebung
Manfred Allenhöfer	Geschichte in der Tageszeitung: Vom Sinn und von den Möglichkeiten
Wolfgang Hellwig	Der Heimat- und Altertumsverein Heidenheim in den Jahren 1989/90

Wie ich zur Archäologie kam

Kurt Bittel

Vortrag, gehalten am 23. Januar 1990 beim Heimat- und Altertumsverein Heidenheim

Im September 1989 sollte ich anlässlich der Verleihung des Archäologiepreises der Stadt Heidenheim an Dr. Michael Mackensen einen Vortrag mit dem Thema halten: Wie ich zur Archäologie kam. Diese Absicht konnte nicht verwirklicht werden, weil ich damals krank war. Ich hole das Versäumte heute Abend in einem nur geringfügig veränderten Referat nach, hoffentlich ohne ungebührliches Abgleiten in allzu romantische oder gar sentimentale Erinnerungen. Die Bilder, die zu zeigen sind, stammen weitaus überwiegend aus einer Zeit, in der es noch keine Farbaufnahmen gab. Sie lassen daher in dieser und auch in anderer Hinsicht zu wünschen übrig, was ich zu entschuldigen bitte.

Eine kurze Bemerkung über den Begriff Archäologie ist nicht zu umgehen, weil er im Laufe meiner Lebenszeit erhebliche Veränderungen erfahren hat.

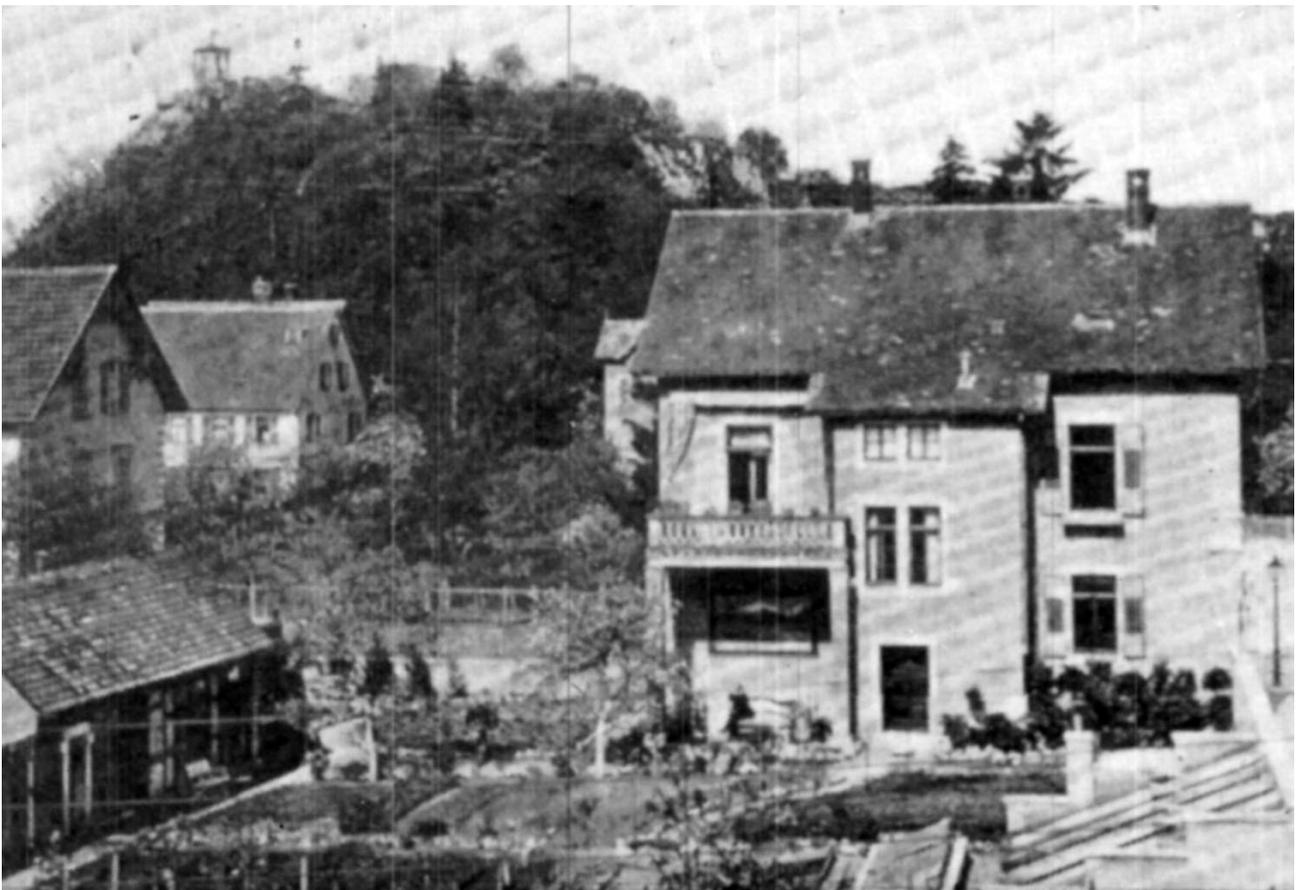


Abb 1: Heidenheim, Haus und Garten Karlstraße 18 von Osten, Aufnahme 1905.

In meiner Jugend beschränkte sich die Archäologie nahezu ausschließlich auf das, was man heute „Klassische Archäologie“ nennt, das heißt auf die Denkmäler, verschiedenster Art, große und kleine, in der Alten Welt mit Griechenland und Rom als Zentren bzw. in ihren Ausstrahlungen über den Mittelmeerraum hinaus, nach Osten, Westen und Norden. Die sog. Vor- und Frühgeschichte hatte daran nur Anteil, soweit sie die klassischen Länder betraf. Darüber hinaus ging sie eigene Wege, die gelegentlich zu allzu einseitigen Auffassungen führten. So erinnere ich mich an eine lange Aussprache, um nicht zu sagen Debatte, mit den Tübinger Kollegen Josef Vogt und Carl Watzinger im Jahre 1948. Der Inhaber des Lehrstuhls für Klassische Archäologie, eben der von mir stets verehrte Watzinger, erklärte damals, die Vor- und Frühgeschichte sei doch eigentlich eine Art gehobener Heimatkunde. So ganz Unrecht hatte er damit zu jener Zeit nicht, und mancherorts, zumal in Ländern, die Anlass haben, auf Geltung und Selbstverständnis bedacht zu sein, wird sie auch heute noch unter solchen oder ähnlichen

Aspekten verstanden.

Parallel damit ging jedoch eine andere Entwicklung, die sich in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts abzeichnete. Ich beschränke mich vor allem auf deutsche Beiträge, deren Markierungspunkte durch Werke wie Carl Schuchhardt's „Alteuropa“ (1918), Moritz Hörnes, „Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa“ (2. Aufl. 1917) und besonders Oswald Menghin's „Weltgeschichte der Steinzeit“ (1930) gegeben sind. Die Titel dieser Leistungen allein entheben uns einer genaueren Definition, denn sie deuten zur Genüge an, in welchem Maße die Vor- und Frühgeschichte, sprich die prähistorische Archäologie, den Anspruch auf Mitsprache auf Gebieten erhoben hat, die weit über das der „gehobenen Heimatkunde“ hinausgingen. Demgegenüber deute ich nur an, daß Gustav Kossina's 1912 erschienenes Buch „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft“, auf eine wesentlich andere Richtung zielte, deren Auswirkungen in der Zukunft nicht ausblieben. Bei allen aber stand die Überzeugung im Vordergrund, daß es sich um eine Wissenschaft handele, bei der das historische Element dominierend sei. Was dann darüber hinaus der Anglo-Australier Gordon Childe mit seinen Arbeiten wie „Man makes himself“ oder mit seiner Einführung des Begriffes „Neolithic Revolution“ eingeleitet hat, ist so bekannt, daß es hier nicht ausgeführt zu werden braucht.

Bei mir freilich stand am Anfang die Heimatkunde im engeren Sinne, kein Wunder, bin ich doch in einem Elternhaus aufgewachsen, das Ecke Karl- und Paulinenstraße, somit innerhalb eines römischen Kastells lag mit einem Garten, in dem immer wieder Römisches gefunden worden ist. Auch von mir, denn angeregt durch die Stücke, die in der Altertümersammlung auf Schloß Hellenstein als Leihgaben zu sehen waren, habe ich in den Gartenbeeten, wenn mein Vater nicht zugegen war, manches Loch gegraben, mit bescheidenen Erfolgen, wie zu bekennen ist. Neben der Karlstraße hatte auch die Elementarschule ab 1913 ihren Einfluß, weniger der Unterricht als vielmehr ein Lehrbuch mit dem Titel „Unsre Heimat in alter und neuer Zeit, Heimatkunde für Schule und Haus“, zwar mit romantischen Vorstellungen durchgesetzt, aber doch, von heute rückblickend gesehen, mit in manchem erstaunlich gehobenem Inhalt für 7 und 8jährige Knaben (Mädchen gab es da natürlich nicht). Nur nebenbei bemerke ich, daß als Motto mit am Anfang ein Zitat aus Cicero steht: „Leben und nicht wissen, was sich in der Vorzeit zugetragen, heißt immerdar in den Kinderschuhen stecken bleiben“. Ich weiß nicht, wie heutige Schulpädagogen darüber denken.

Als ein frühes Erlebnis ist mir ein Geschehen im Juni 1914, also vor gut 75 Jahren, stark im Gedächtnis geblieben. Damals, an einem Sonntag, wanderten Großvater, Vater und Sohn durch die Wälder und Felder nach Neresheim. Im Forst Hilbenhau, das ist südwestlich von Kleinkuchen, bemerkte ich, vorausgehend wie das bei Kindern üblich ist, im lichten Buchenwald zwei auffallend große Hügel. Auf meine Frage, was das denn sei, antwortete mein Großvater, da seien Kelten begraben. Daran schloß sich nicht nur eine, verständlicherweise laienhafte Belehrung über diesen Begriff und das Volk, sondern viel folgenreicher für mich, der Eindruck von etwas sehr Geheimnisvollem in den heimatlichen Wäldern, das sich nur schwer mit uns und unserem eigenen Leben in Einklang bringen läßt. Zum ersten Mal stellte sich hier unmittelbar das Bewußtsein von Vergangenheit und geschichtlicher Tiefe ein. Jedesmal wenn ich dort später vorbeigekommen bin, habe ich empfunden, daß dies ein entscheidender Tag für mein späteres Leben gewesen ist.



Abb 2: Eierhäule nördlich Oggenhausen, „Grabhügelausgrabung“, Juni 1920.

In jenen Jahren gab es in Heidenheim zwei Lehrer, die sich mit archäologischen Studien beschäftigten: der eine Eugen Gaus, Reallehrer, Gründer und Vorstand des Altertumsvereins und des Museums auf dem Schloß, ein rastloser Ausgräber und Sammler; der andere Friedrich Hertlein, Humanist und Gelehrter von weit mehr als lokalem Rang. Der erste wohnte von unserem Haus nur um die Ecke in der Karlstraße, der zweite verkehrte gelegentlich in meinem Elternhaus und regte die erste Begehung einer römischen Straße an heißen Pfingsttagen des Jahres 1917 im Ries an, von Fessenheim über Munningen und Gnotzheim nach Gunzenhausen. Dieser Verfolgung römischer Straßen sollten während meiner in Heidenheim verbrachten Jugend noch viele andere folgen, zu denen mir Hertlein mehr als einmal geradezu erzieherische Aufgaben stellte.

Sein 1912 erschienenes Buch über „Die Altertümer des Oberamts Heidenheim“ fiel mir als Zehnjährigem in die Hände. Soweit mein Verständnis reichte, verschlang ich es, in einer Hinsicht freilich mit sehr tadelnswertem Erfolg, denn wie man sich erinnern wird, ließen mich die zuerst im Hilbenhau, später auch anderwärts bemerkten Grabhügel nicht los. Ich wollte Kelten- oder doch Hallstatt-Gräber ausgraben und suchte deshalb im Hertlein'schen Buch nach kleinen, leicht zu bewältigenden und unberührten Hügeln. Die Wahl fiel auf einen von nur 0,6 m Höhe und 8 m Durchmesser, der von einem modernen Waldweg angeschnitten war, im Wald Eierhäule zwischen Oggenhausen und Nattheim. Das Forstamt Nattheim erhob in heute nahezu unbegreiflicher Weise keine Einwände, und so habe ich mit familiärer Hilfe die Mitte dieses Hügels ausgehoben und Reste von drei hallstattzeitlichen Gefäßen gefunden, in einem unverantwortlichen Verfahren, an das ich heute nur mit Beschämung zurückdenken kann.

Das hat sich nur ein Mal wiederholt, bei einer von weither auffallenden Erhöhung auf dem sog. Benzenberg nördlich von Hermaringen, der für einen „Burghügel mit Graben“ galt, seit der kurzen Erwähnung in der alten Oberamtsbeschreibung von 1844, eine Einschätzung, die von mehr als einem Autor beharrlich wiederholt worden ist, zuletzt 1987. Ich fand aber dort einige vorgeschichtliche Scherben, was diese Deutung als fraglich erscheinen läßt. Ob sich inzwischen jemand dieses auffallenden Punktes wirklich angenommen hat weiß ich nicht. Daß es sich um einen besonders großen Grabhügel in exponierter Lage handeln könnte, halte ich nach wie vor für möglich.



Abb 3: Exkursion des Württ. Anthropologischen Vereins an die obere Donau 1921, Rast auf dem Hohmichele. Vordere Reihe knieend v.l. O. Paret, E. Bittel, davor liegend Fr. Hertlein; hintere Reihe 7. v. 1. Joh. Dorn (Weiler Haid), 8. P. Goessler, 10. K. Bittel.

Zum Glück lösten bald darauf unbedenklichere Tätigkeiten diese teils illegalen, teils legalen Unternehmungen ab, freilich nicht durch höhere Einsicht von mir selbst, sondern durch unbewußte Belehrung von außen. Ich meine die römischen Funde – Mauern, Topfscherben, Ziegel –, die immer wieder hier und dort im Heidenheimer Stadtgebiet auftauchten und die ich, oft in heimlichem Wettlauf mit Eugen Gaus, beobachtete und nach Hause trug. Ein Geschehnis dieser Art im März 1921 lebt in meiner Erinnerung besonders fort. Beim Bau eines neuen Waldenmaier'schen Fabrikgebäudes nördlich neben dem Schlachthof war in erheblicher Tiefe ein Skelett mit einem Schädel zutage gekommen, der starke Augenwülste aufwies und mich daher zu Betrachtungen in einer bestimmten Richtung anregte. Alles trug ich nach Hause und baute es in meinem Zimmer im Dachgeschoß von Karlstraße 18 dem Befund entsprechend neben anderen Stücken, die dort bereits ihren Platz gefunden hatten, auf. Wir hießen das, was von dem Knochenmann übrig geblieben war, der Fundstelle entsprechend „Herr Waldenmaier“. Bald darauf übernachtete im gleichen Zimmer Anna Schieber, eine damals in Württemberg geschätzte, heute nahezu vergessene Schriftstellerin, die in Heidenheim eine Lesung aus einem ihrer Werke hielt. Man mutete ihr zu, mit „Herrn Waldenmaier“ das Zimmer zu teilen, weshalb sie dann in das noch erhaltene Gästebuch eintrug:

„In den Nächten vom 3. - 4. und 4. - 5. Oktober 1921 schlief im gleichen Raum mit Herrn Waldenmaier (wobei die beidseitigen Knochen ruhig in ihren Behältern blieben) und scheidet unverletzt und dankend wieder Anna Schieber“.

Sie werden sich vorstellen können, daß ich immer noch unwillkürlich an „unseren Herrn Waldenmaier“ denke, wenn von dieser Familie oder etwa von der Villa Waldenmaier die Rede ist. Zeihen Sie mich bitte deshalb nicht der Respektlosigkeit.

Der eben kurz geschilderte Fund in der Oststadt bildete noch in anderer Hinsicht für mich eine Station, denn es ist der erste, den ich an das Landeskonservatorium nach Stuttgart meldete und darauf von dessen Vorstand, Peter Goessler, eine Dankpostkarte erhielt. Als dann im August 1921 ein mehrtägiger Ausflug stattfand des Württ. Anthropologischen Vereins, den man als Vorläufer der heutigen Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte bezeichnen kann und zu dem mich mein Vater mitnahm, kam ich zum ersten Mal in unmittelbare Berührung mit

den damaligen Größen der archäologischen Landesforschung, die es zu ihrer Verwunderung mit mir als einem knapp 14jährigen Jungen zu tun hatten. Man besuchte beide Heuneburgen, die große bei Upflamör und die kleine beim Talhof unweit Hunderingen, viele Grabhügel, darunter auch den Hohmichele, eine Anzahl von Viereckschanzen und am Ende noch den Bussen. Eine zweite Exkursion ein Jahr später galt dem Limes vom Röthenbachtal bei Gmünd bis hinauf nach Jagsthausen, alles zu Fuß und unentwegt bergauf und bergab immer am oder auf dem obergermanischen Grenzwall. Es war jedoch die erste, die mich auf's nachhaltigste bestimmte, denn die großartigen Befestigungen vor- und frühgeschichtlicher Zeit und die Viereckschanzen, die man damals für keltische Gutshöfe hielt, haben es mir in besonderer Weise angetan. Von nun an unterblieb die Wühlerei in Grabhügeln, vielmehr wandte ich mich jetzt Befestigungen und anderen Erdwerken in unserer Gegend zu.

Das begann gleich darauf bei der sog. Viereckschanze im Röserhau, westlich von Kleinkuchen, die damals in großer Einsamkeit lag und auch heute noch liegt, wenn auch in etwas eingeschränkter Weise. Im 17. und 18. Jahrhundert aber war das anders, denn damals führte unmittelbar das Erzsträßle vorbei, auf dem man mittels Karren das in den Gruben bei Oggenhausen gewonnene Bohnerz in die Schmelzöfen nach Itzelberg und Königsbronn transportierte. Eine solche Grube gab und gibt es auch unmittelbar bei der nordöstlichen Ecke der genannten Schanze. Sie ist mit Wasser gefüllt, eine Hülbe, Seerosen wachsen da und manchmal fällt eine Wildente dort ein. Es ist wahr, daß ich an dieser Stelle oft vor mich hingeträumt habe, aber nicht nur, denn ein Graben, der von einem tiefen Loch im Schanzeninnern zu diesem Teich führt, lieferte mir eine Anzahl von prähistorischen Scherben, darunter einen mit rotem Überzug. War das frühe Sigillata oder gallische rotbemalte Ware? Das Erdloch im Innern beschäftigt meine Überlegungen immer noch. Ist es erst während des Bohnerzgrabens entstanden oder ist es die Mündung eines jener Schächte, die nicht selten gerade in der Ecke von solchen spätkeltischen Anlagen vorkommen? Ich erlaube mir, Ihrem Verein dieses Loch zu empfehlen.

Noch im gleichen Monat beschäftigte ich mich mit dem sog. Pulverturm, unweit vom Seegartenhof, zwischen Königsbronn und Oberkochen. Vier Jahre später galt ihm nocheinmal mein Interesse, wozu mich Hertlein anregte, der in seinem Buch über die „Altortümer des Oberamts Heidenheim“ gesagt hatte: „Eine seltsame Anlage ist die des sogenannten Pulverturms an der Nordgrenze des Bezirks“. Ein Plan wurde aufgenommen, an einem der Wälle versuchte ich dessen Struktur festzustellen, was aber die Kräfte eines Einzelnen überstieg. Wenn ich dort im Tal vorbeikomme, beschäftigt mich dieser Pulverturm immer noch, denn er hat auf der anderen Talseite gewissermaßen sein Pendant, auf der „Burghalde“ an der Ecke zum Großbrenzel. Es gibt, soviel ich weiß, keine Überlieferung über Zweck und Datierung dieser merkwürdigen Fortifikationen, die vielleicht ins frühe Mittelalter gehören, in eine Zeit, aus der es noch keine Urkunden über Hinz und Kunz, Berta und Agnes gibt. Etwas später begann ich mit Untersuchungen auf dem Rahberg oder Radberg im Eselsburger Tal, schräg oberhalb von den Steinernen Jungfrauen, an einer Stelle, die jetzt seitwärts durch eine mächtige Schutthalde verunstaltet ist. Dort ergab sich eine Befestigung interessanter Konstruktion aus Kalkstein mit Holzdurchschuß und genügend Keramik, um die keltische Entstehung zu sichern. Vor ein paar Jahren hat Franz Fischer mit seinen Tübinger Studenten die Untersuchungen dort wiederaufgenommen. Auf seinen detaillierten Bericht über seine Ergebnisse warten wir mit einiger Spannung.

Ganz andere Bahnen beschritt ich, als mich der Weg nach dem Maturum, das man heute Abitur oder in zeitgemäßer Verstümmelung „Abi“ nennt, auf die Universität führte und damit aus dem Lokalen in die Weite, aus dem Einzelnen, man könnte sagen Erdgebundenen in das Universale. Mitte der zwanziger Jahre waren die Universitäten noch weit von der heutigen Überfüllung entfernt. Hätten schon damals die jetzt geltenden Zulassungsbedingungen Gültigkeit gehabt, hätte wahrscheinlich mein Abgangszeugnis von der Schule gar nicht zur Aufnahme des Studiums ausgereicht, denn in Mathematik und Naturwissenschaften waren die Noten alles andere als beeindruckend. So aber war der Weg zum heißbegehrten Studium frei. Wer es sich auch nur einigermaßen leisten konnte, strebte in jenen Jahren vor allem danach, bedeutende Lehrer der einschlägigen Fächer zu hören und zu erleben, das heißt nicht das Fach als solches stand im Vordergrund, sondern Können und Wesen seiner Interpreten. Man wechselte daher im Laufe des Studiums die Universität wiederholt; so auch ich. Daß das heute nur noch selten möglich ist, sehe ich für einen erheblichen Nachteil der wissenschaftlichen Ausbildung an. Ich war in Heidelberg, Berlin, Wien und Marburg in Kollegs und Seminaren bei Lehrern wie Ernst Wahle, der als erster die geographischen und damit natürlichen Grundlagen der Besiedlung in alter Zeit in den Vordergrund schob, bei Max Ebert und Hubert Schmidt, der noch 1894 mit Dörpfeld in Troia gearbeitet hatte, Oswald Menghin und Gero von Merhart in Vor- und Frühgeschichte; Ludwig Curtius, Ferdinand Noack, Paul Jacobsthal in Klass. Archäologie; Eugen Täubler, Ulrich Wilcken, Rudolf Egger in Alter Geschichte. Ich kann dabei nicht länger verweilen. Nur so viel sei hervorgehoben, daß damals die Seminare noch überschaubar und die Berührung zwischen Lehrern und Schülern eng, so gut wie alltäglich waren. Mindestens so viel, wenn nicht mehr als in den Vorlesungen lernte man von den Kommilitonen im täglichen Umgang vom Morgen bis zum Abend, in den Aussprachen – und beim Pausen. Denn es gab noch keine Copiergeräte, man übertrug mit Tusche auf Pauspapier die in Frage kommenden Abbildungen und sammelte sie in sachlich geordneten Mappen. Ich habe noch einen ganzen Stoß davon. Freilich gab es gelegentlich „Tintensuckel“ in Büchern und Zeitschriften, aber die Buße, die man dafür zu entrichten hatte, wurde doch weit aufgewogen durch das genaue Erfassen von Form und

Stil im Nachzeichnen der Objekte und im Notieren der zugehörigen Erklärungen.

Von nicht geringerer Bedeutung war es für die Ausbildung, daß ich noch während des Studiums und erst recht seitdem ich im Frühjahr 1930 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter mit 300 RM Monatsgehalt, allerdings mit freier Wohnung, bei der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt angestellt war, an zahlreichen Ausgrabungen teilnehmen konnte bzw. mit ihrer Ausführung beauftragt wurde. Einige zu nennen, mag genügen: vorgeschichtliche auf dem Goldberg und in den keltischen Oppida bei Finsterlohr und auf dem Donnersberg in der Pfalz, an römischen in Alzey, Gellep-Gelduba, in Feistritz in Kärnten, bei Leer im Emsland, in den römischen Legionslagern von Mainz-Mogontiacum und Xanten-Vetera. Das war gewissermaßen die Lehrzeit in der Geländearbeit, die mir bisher ganz fremde Gegenden Deutschlands nahegebracht hat. Vor allem machten der Niederrhein und seine Bewohner einen starken Eindruck. Er war noch bei weitem nicht so stark besiedelt wie jetzt, und in Xanten kamen die Männer mit Holzpantinen holländischer Art zur Arbeit, die sie oben den Grabungsschnitten entlang aufreichten.

Was dann darauf folgte, entsprach freilich nicht ganz meinen Erwartungen, die mehr auf eine Tätigkeit in heimischen Bereichen abgestellt waren.

Seit 1859, also seit 150 Jahren, gibt es beim Deutschen Archäologischen Institut alljährlich vier Stipendien für Hochschulabsolventen, die auf diese Weise befähigt werden, für die Dauer eines Jahres in den klassischen Ländern zu reisen und dort durch unmittelbare Anschauung der südlichen Länder, deren Monumente und Museen ihren Horizont in jeder Hinsicht zu erweitern. Meine Bewerbung hatte Erfolg. Unter denen, die mir dieses Stipendium zusprachen, war auch Eduard Meyer, der letzte Universalhistoriker des Altertums, der an jenem denkwürdigen 12. Juli 1930, drei Monate vor seinem Tode, an mich die Frage richtete, ob ich gesonnen sei, auf meiner Reise auch nach Bogazköy zu gehen, wo noch so viele Aufgaben zu erfüllen seien. Die Frage war verständlich, denn Eduard Meyer war ein hervorragender Kenner der altorientalischen Geschichte – und nicht nur dieser – und hatte 1914 ein Buch mit dem Titel „Reich und Kultur der Chetiter“ veröffentlicht. Ich befand mich angesichts dieser Frage in einiger Verlegenheit. Wohl wußte ich, daß es bei Bogazköy hethitische Ruinen gibt, aber wo dieser Ort des genaueren liegt, war mir nicht bewußt: irgendwo im Innern Kleinasiens. Meine Antwort fiel daher etwas zögernd aus. Die Anregung entsprach auch keineswegs meiner vorgesehenen Route. Ich wollte vor allem nach Oberitalien, Bologna und Este, anschließend nach Rom, um dort in Museen und Gelände die italischen eisenzeitlichen Denkmäler und Objekte im Original kennen zu lernen. Das wäre auch im Blick auf das Thema meiner ein halbes Jahr zuvor abgeschlossenen Dissertation folgerichtig gewesen. Doch daraus wurde nichts, man schickte mich nach Ägypten und stürzte mich damit in für mich buchstäbliches Neuland. Das hatte einen bestimmten Grund und war für meine fortdauernde Ausbildung gewiss kein Nachteil.

Das Deutsche Institut für Ägyptische Altertumskunde in Kairo, wie es in jenen Jahren noch hieß, hatte als Direktor Hermann Junker, der nicht lange zuvor auf den energischen und in vieler Hinsicht erfolgreichen Ludwig Borchardt gefolgt war. Der Nofretete-Affaire wegen, auf die ich hier nicht einzugehen brauche, litt das Institut insofern, als es auf Geheiß der Ägyptischen Regierung keine Konzession für Forschungen im Gelände erhielt, solange die strittige Angelegenheit nicht als für im ägyptischen Sinne geregelt gelten konnte. Junker war aber nicht nur Direktor des Deutschen Instituts, sondern auch Professor für Ägyptologie in Wien und ein sehr angesehenes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Für diese Einrichtung erhielt er in Ägypten persönliche Genehmigungen, die dem Deutschen Institut versagt blieben. Gleich bedeutend im philologischen wie im archäologischen Anteil der Ägyptologie schloß Junker aus der Tatsache, daß das altägyptische Gesamtreich zur Zeit des Menes, des 1. Königs der 1. Dynastie, aus zwei Teilreichen, nämlich einem südlichen und einem nördlichen, hervorgegangen war, daß das Nildelta und seine Randgebiete, das bisher für die Forschung mit wesentlichen Schwierigkeiten verbunden und daher ungebührlich vernachlässigt worden war, intensiver untersucht werden müsse. Im Winter 1928/29 hatte er mit Mitteln der Österreichischen Akademie eine Expedition entlang dem westlichen Rande des Deltas unternommen und dabei eine sehr große alte Ansiedlung bei Merimde-Benisalame entdeckt, mit deren Ausgrabung er begann. Bei der Fortsetzung dieser Aufgaben sollte ich mitwirken, was meine „Abkommandierung“ nach Ägypten veranlaßte. Wer weiß, wo ich ohne diese Maßnahme später gelandet wäre?

Flugzeuge für Fernfahrten gab es damals noch nicht. Man bewegte sich viel geruhsamer. Meine Reise von Venedig nach Alexandria vollzog sich daher auf dem Dampfer Heluan, der vor 1914 schon dem Österreichischen Lloyd in Triest gedient hatte. Es war meine erste wirkliche Berührung mit dem Meer; die Erlebnisse, Eindrücke und Empfindungen waren zum Teil fast überwältigend. Nicht minder die Ankunft in Ägypten. In den nachfolgenden sechs Sätzen folge ich meinem Tagebuch vom 11. November 1930, einem Dienstag. Kurz nach 3 Uhr passierten wir die Einfahrt des großen Hafens von Alexandria. Zahlreiche Boote umschwärmten das Schiff, das schließlich unter dem Geschrei der am Ufer versammelten Menge am Kai festmachte. Etwas abseits stand ein dicker Mann mit blauer, goldbestickter Joppe, weiter Pluderhose, rotem Fez und einem krummen Säbel an einem Lederband. Er rief beharrlich und mit lauter Stimme zwei Namen zu den Passagieren auf das Deck hinauf. Mein Erstaunen war groß, als ich nach einiger Zeit unter den Namen meinen eigenen heraushörte. Der andere lautete auf Alexander Moissi, einen berühmten Schauspieler in Reinhardts Deutschem Theater in Berlin. Bald klärte sich

die Sache auf. Der Mann mit dem Säbel war ein Kawaz des Deutschen Konsulats in Alexandria, das von Kairo aus über unsere Ankunft benachrichtigt worden war. Das brachte Moissi und mich zusammen, obwohl wir uns natürlich vorher nicht kannten, auch auf dem Schiff uns nicht begegnet waren, denn wir reisten, wie konnte es anders sein, nicht in der gleichen Klasse. Die anschließende Bahnfahrt nach Kairo machten wir jedoch gemeinsam, wobei mir Herr Moissi, der gebürtiger Italiener und Jude war, über sein Zusammentreffen mit Mussolini, auch über eine Begegnung in München im Hause eines Bekannten mit Hitler erzählte, dessen Partei nur zwei Monate zuvor ein erhebliches Anwachsen an Stimmen erfahren hatte, dessen Ziele er jedoch nicht für realisierbar hielt. Drei Jahre später wurden wir freilich eines anderen belehrt.

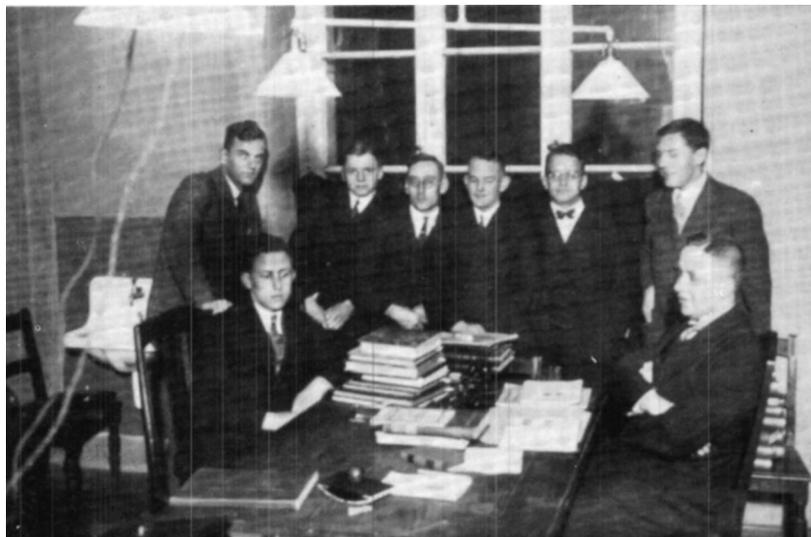


Abb 4: Seminar 1928 in der Friedrich-Wilhelms Universität Berlin, Unter den Linden.

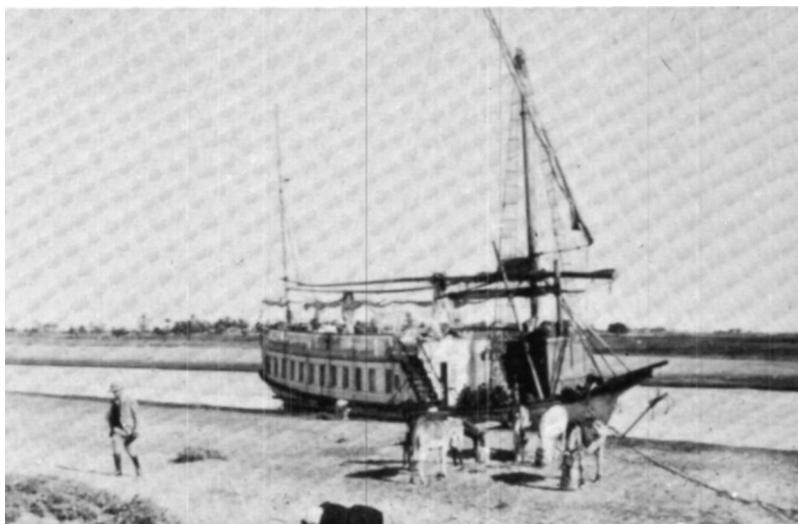


Abb 5: Ostdelta-Expedition Herbst 1930, die Dahabije im Ismailtje-Kanal.

In gewissem Sinne war das ein anderes Ägypten als man es heute erlebt. Kairo hatte nur gut 1 Million Einwohner im Gegensatz zu den heutigen 12 bis 13. Unter Fuad I., dem ich mehrmals begegnet bin, war das Land zwar ein Königreich, aber doch von nicht unerheblich eingeschränkter Souveränität, wenn auch in den Einzelheiten nicht gleich, so doch im Ganzen vergleichbar dem heutigen Zustand der Bundesrepublik Deutschland. Englische Besatzungen gab es in Alexandria, Kairo und Ismailije, der britische Gesandte fungierte als High Commissioner. Die Zahl der Touristen war noch bescheiden, rekrutierte sich auch nur aus einer bestimmten Gesellschaftsklasse. Die jährliche Nilüberschwemmung wirkte sich noch sehr einschneidend aus, denn im Delta lagen die Dörfer und Gehöfte dann als Inseln auf den Erhöhungen, den Köms. Mangels ausreichender Automobile und Omnibusse

dienten die Kleinbahnen hier und im Faiyum mit ihren altmodischen Lokomotiven noch weitgehend dem Personenverkehr.

Auch diesmal vollzog sich mein Übergang in eine bestimmte Aufgabe sehr schnell, buchstäblich von einem Tag zum andern. Noch ehe ich von Kairo auch nur einen flüchtigen Eindruck gewonnen hatte, von der Umgebung mit den Pyramiden bei Giza ganz zu schweigen, fand ich mich östlich von Schubra auf einer Dahabiya, abgesehen von der einheimischen Besatzung, mit zwei Mitreisenden, dem Ägyptologen Siegfried Schott und dem Archäologen Eduard Neuffer, den ich von Marburg her kannte und der viel später Direktor des Rheinischen Provinzialmuseums in Bonn geworden ist.

Dahabiyen sind heutzutage von den ägyptischen Gewässern, einschließlich des Nil, so gut wie gänzlich verschwunden. Bis in die dreißiger Jahre bildeten sie dagegen einen nicht unwesentlichen Bestandteil der Verkehrsmittel des Landes. Bei günstigem Wind bewegten sie sich ziemlich flott mittels ihrer Segel dahin, bei Flaute oder konträrem Wind mußten sie mittels eines vorgespannten Ruderbootes bewegt werden, was natürlich nur langsam vor sich ging, obwohl sich die Ruderer immer durch Gesang aufmunterten. Auf diese Weise, teils zu Wasser, teils zu Lande, denn wir hatten für solche Ausflüge stattliche Sudan-Esel an Bord, gelangten wir erst bis Ismailija, dann westlich des großen Bittersees entlang bis in die Gegend des oberen Endes des Roten Meeres bei Suez. Neben zahlreichen Beobachtungen haben wir dabei im Gebiete des Wadi Tumilat einige Entdeckungen gemacht, die für die genauere Erforschung der Frühzeit des Ostdelta-Bereiches von Belang sein könnten; sie sind aber, soviel ich weiß, bis jetzt noch nicht wiederaufgegriffen worden. Die sehr langsame Fortbewegung und die oft ausgedehnten Streifzüge ins Land boten jedoch sowohl die Möglichkeit, die Landschaft genauer kennen zu lernen wie auch – und das war wohl noch interessanter – mit den Bewohnern in nähere Berührung zu kommen. Ich beschränke mich nur auf ein Erlebnis dieser Art, das mir in besonders nachhaltiger Erinnerung geblieben ist: der Besuch bei dem Scheich Talib, der uns seine Jagdfalken vorführen ließ, große Vögel, die mit einem Kettchen an einem kleinen Holzstiel befestigt waren, versehen mit einem spitzen Dorn zum Einstecken in den Boden. Die Falken trugen Lederkappen, die mit einem kleinen Busch aus roten oder grünen Federn geschmückt sind. Später habe ich in der libyischen Wüste bei den Aulat Ali, nahe der Qantara-Senke, die dann 1942 bei Rommels Versuch eines Vorstoßes nach Ägypten eine Rolle gespielt hat, die Jagd auf Gazellen mittels Falken in der Praxis kennen gelernt. Sie war so grausam, daß ich mich darüber nicht verbreiten will. Übrigens waren wir – Junker, Rieke und ich – dort als Begleiter von Ali Taher, einem Neffen König Fuad's I., und von Abdel Monem Efendi, einem Sohne von Abbäs Hilmi II, dem letzten Kediven. Herr Junker umgab sich nicht ungern mit hochgestellten Persönlichkeiten wie solchen Prinzen, die in diesem Falle verständige und angenehme Reisebegleiter waren und nichts Großspuriges an sich hatten.

Bald nach der Ostdelta-Expedition war ich an den Ausgrabungen in Ma'adi, südsüdöstlich von Kairo, einem Unternehmen der Ägyptischen Universität zu Giza, und dann an der der Österreichischen Akademie in Gemeinschaft mit dem Ägyptischen Museum zu Stockholm in Merimde-Benihaläme am Westrand des Delta's beteiligt. Das verschaffte mir Einblicke in die ägyptische Frühzeit, wie sie eine bloße Bereisung des Landes und die einschlägigen Museen hätten niemals mit sich bringen können. Bei diesen Ausgrabungen hatte man einen Vorsänger namens Raslan Fadlala, der, wenn die Arbeiter Ermüdungserscheinungen zeigten, befeuernde Lieder anstimmte, in deren Refrain alles gemeinsam einfiel. Zuvor brachte er immer seinen Turban in eine leicht schiefe Lage, denn, so sagte er, dann sei er nicht Raslan, und niemand könne ihm zweideutige Stellen seiner Lieder verübeln. In der Tat kamen solche Passagen über die Töchter der nächsten Dörfer mehr als einmal vor.

Bei einigen längeren Reisen lernte ich dann schließlich die wesentlichsten Monumente des pharaonischen Ägypten kennen. Nicht zuletzt durch meine Beteiligung an den Ausgrabungen in Ashmuneyn, Hermopolis Magna in Mittelägypten, unweit der heutigen Stadt Mallawi, dort einige Zeit als Assistent von Arnold Nöldeke, der zu Anfang des Jahrhunderts lange mit Robert Koldewey in Babylon gearbeitet hatte und der mich in das sachgemäße Vermessen und Aufnehmen großer Ruinenstätten einführte, ein Jahr darauf bei der Ausgrabung eines kleinen Tempels von Amenemhet II., also aus dem Mittleren Reich um 1900 v. Chr., einer Zeit, aus der damals nur wenige Bauwerke bekannt waren. Der Provinzgouverneur von Assiut, der Mudir, besuchte uns mit seinem Gefolge, was einige Aufregung in der Gegend hervorrief. Als meine Frau und ich nach 54 Jahren den Ort wiederbesuchten, lag das kleine Heiligtum kaum zugänglich in einem Schilfmeer, und der einst prächtige Palmenwald im Hintergrund war vollständig kahlgeschlagen. Dafür wurde mir im gleichen Jahr eine andere Freude zuteil. Von den jüngsten Mitarbeitern in der alten Zeit, Nus Shukr, einem Korbträger, Mohammed Ashur, und Tuhami, die damals fast noch Kinder waren, stand ich plötzlich und unvorbereitet Tuhami gegenüber. Wir freuten uns nicht wenig, uns nach so langer Zeit als ergraute Männer wiederzusehen. Vor zwei Jahren ist er gestorben.

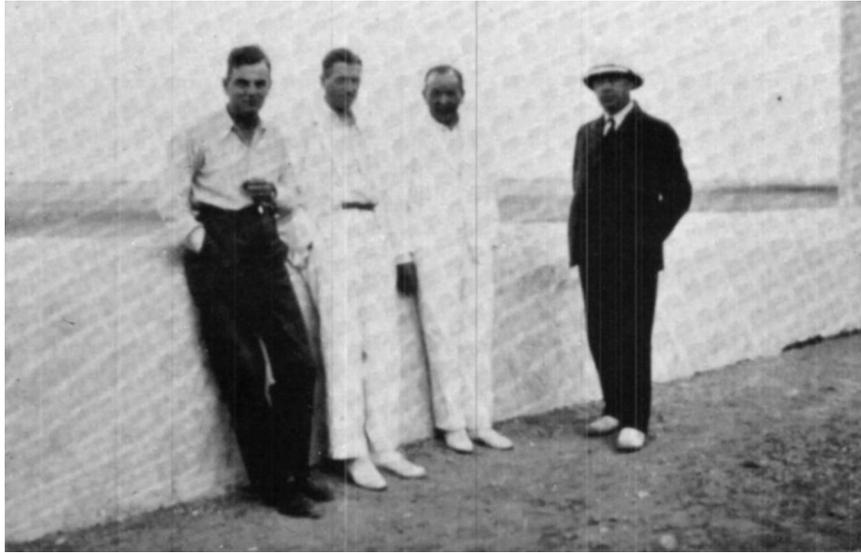


Abb 6: Merimde 1932, im Hof des Grabungshauses; v. r. Prof. Lugn (Stockholm), Prof. Junker, Dr. Lönberg (Stockholm), K. Bittel.



Abb 7: Merimde, der Vorsänger Raslan Fadlala am Rand der Grabungsfläche singend.

Mit der Abmachung, im Herbst zur Fortsetzung der Ausgrabungen in Ma'adi und Merimde wiederzukommen, verließ ich auf einem italienischen Schiff von Port Said aus Ägypten. Nach ausgedehnten Landausflügen im in jenen Tagen noch französischen Mandatsgebiet Libanon und auf der völlig friedlichen Insel Cypern, einer englischen Kolonie mit sage und schreibe 70 Mann Besatzung, kamen wir nach Istanbul, dem alten Konstantinopel. Es war der 13. April 1931, ein Montag, als ich zum ersten Mal türkischen Boden betrat. Der Regen fiel in Strömen, alles war grau in grau, und die engen Gassen in dem noch weitgehend von Griechen, Armeniern und Levantinern bewohnten Pera-Beyoglu hoben sich nicht wenig von dem lichten Ägypten ab, das ich soeben verlassen hatte. Im Deutschen Archäologischen Institut, das mich aufnahm, herrschte eine sehr kollegiale, durchaus auf die wissenschaftlichen Ziele abgestimmte Haltung. Direktor war Martin Schede, ein landeskundiger klassischer Archäologe; nicht in den theoretischen, wohl aber in den praktischen Belangen ein Schüler von Theodor Wiegand, der früher in Priene und Milet ausgegraben hatte und jetzt mit Untersuchungen im berühmten Asklepieion zu Pergamon beschäftigt war. Hier in Istanbul lernte ich, anders als in Kairo, gleich in den ersten Wochen die Stadt mit ihren Denkmälern und Museen, beide Ufer des Bosphorus und die Dardanellen bis Troia wenigstens in den Hauptzügen kennen, wenn auch keineswegs ausreichend verstehen, denn das Byzantinische war

mir noch sehr fremd.

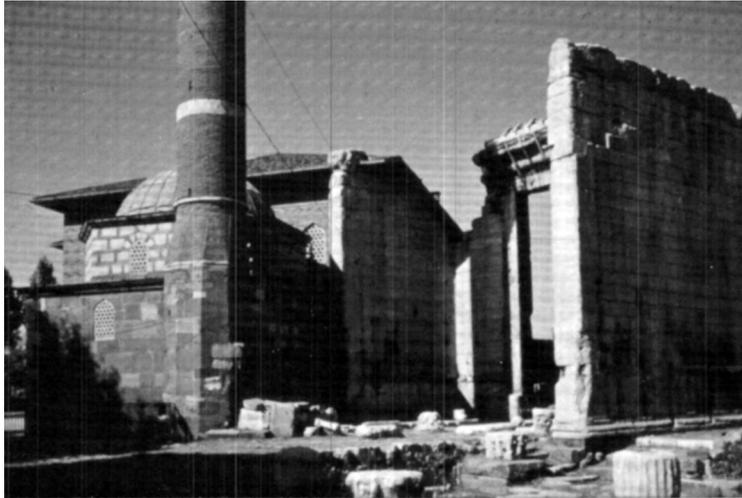


Abb. 8: Ankara, Pronaos des Augustustempels, links Moschee des Haci Bayram.



Abb. 9: Bogazköy, 1931, Ziya Bey's Konak.

Anfang Juni kam ich zum ersten Mal nach Ankara, das vor knapp 8 Jahren zur Hauptstadt der neuen Türkei geworden war und noch viele Züge der osmanischen Zeit aufwies. Für die neue Veröffentlichung des Tempels der Roma und des Augustus sollten brauchbare Photographien der schlecht erhaltenen Inschrift auf der rechten Antenstirn gemacht werden. Bei der Erfüllung dieses Auftrages konnte man sich fast zuhause fühlen, denn hier standen einige keltische Namen wie Brigatos, Albiorix, Ateporix, Gaizatodiasos. Ihre Träger waren alle Priester, die zur Zeit des Kaisers Tiberius jahrweise an diesem Tempel amtierten und den vornehmsten Familien des Landes entstammten, jenes Landes, das seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. galatisch war, also keltisch, infolge der räumlich weitesten Wanderung keltischer Stämme von Mitteleuropa aus. Das sind dieselben Galater, an deren frühe christliche Gemeinden im südlichen Teile Galatiens Paulus seinen Ihnen allen bekannten Galater-Brief gerichtet hat.

Anschließend sollte ich nun wirklich nach Bogazköy, um unter anderem den früher erwähnten Wunsch von Eduard Meyer zu erfüllen. Aber zunächst wurde daraus nichts, denn am 13. Juli 1931 brach, woran sich vielleicht Ältere unter Ihnen noch erinnern werden, die Darmstädter- und National-Bank, die sog. Danat-Bank, zusammen, was eine allgemeine Auszahlungssperre mit sich brachte. Man ließ mich, aber keineswegs gegen meinen Willen, für 6 Wochen zu den amerikanischen Ausgrabungen bei Alisar, rd. 200 km östlich von Ankara aus, im nördlichen Kappadokien. Dort habe ich sehr viel gelernt, denn das Oriental Institute der Universität von Chicago hat dort in einem mehr als 30 m tiefen, alle Schichten von islamischer Zeit zuoberst bis in die frühe Kupferzeit zuunterst

erschließenden Schacht einen nahezu lückenlosen Einblick in den Gang der Besiedlung Inneranatoliens erschlossen. Ganz unten in der Tiefe, unmittelbar über dem gewachsenem Boden fanden wir eine Ansiedlung mit besonders eindrucksvoller, grauer und tiefschwarzer, hochpolierter Keramik, deren formale Eigenheiten m.E. immer noch nicht gebührend erklärt und gewürdigt worden sind.



Abb. 10: Yazir bei Bogazköy, Frauen in alten Trachten.

Am 3. August 1931 kam ich aber nun doch mit einem amerikanischen und einem französischen Kollegen wenigstens zu einer Besichtigung nach Bogazköy und betrat damit zum ersten Mal den Ort, der über lange Jahre zu einer meiner Arbeitsstätten werden sollte. Wir stiegen in dem großen Konak am Nordende des Dorfes ab, von dessen Oberstock man einen weiten Blick über die Talaue bis zu den fern am Horizont sich erhebenden südpontischen Bergen hatte. An der Frontseite des Hauses stand aufgemalt: „Ya Hafiz = Du, der Du den Koran auswendig kennst“. Nicht allein dieser Spruch versetzte uns in die alte Zeit, sondern auch die Bewohner. Das Haupt der Familie war Ziya Bey, in den Sechzigern, ein Nachkomme des turkmenischen Geschlechts der Dulgadiroglu, die ursprünglich in Maras, im südöstlichen Anatolien ansässig gewesen waren. Er und sein Clan hatte sich 1919/20 gegen die Kemalisten gestellt, was ihm fast zum Verhängnis geworden wäre. Saßen wir des Abends mit dem Bey, der sich das Auftreten des Herrn bewahrt hatte, im Garten, am Havuz, am Wasserbecken, liebte er es, von vergangenen Zeiten zu erzählen und sich in Wort und Geste wieder in Verhältnissen zu wähen, die doch längst vergangen waren. Immerhin ging von ihm noch ein Hauch der alten Türkei aus, dem man sich nicht entziehen konnte und wollte.

Bald darauf konnten dank einer geschickten Vermittlung der Dresdner Bank von Deutschland RM 6000 transferiert werden. Mit diesen 3000 T Pfd. nach dem damaligen Kurs mußten alle Kosten, Löhne, Verköstigung, Reise bestritten werden. Wir hatten kein Auto; man bewegte sich in jenen Jahren noch zu Pferde oder liegend in der Yayli, einem gefederten Pferdewagen mit gewölbtem Dach. Auf dem Wege begegnete man noch Kamelkarawanen, in den wenigen Dörfern und Gehöften links und rechts Frauen in bunten Trachten. Das alles ist heute weitgehend verschwunden. Hoch oben inmitten der Ruinen am Südfuß der hethitischen Königsburg bauten wir uns mit Hilfe von Leuten aus dem nicht fernen Dorf ein eigenes Lager. Die Räume waren eng und mit ihren Decken aus Reisig und Lehm niedrig, Türen gab es nicht, statt ihrer nur Vorhänge.

Ohne Moskitonetze ging es nicht; Skorpione und hässliche Vogelspinnen besuchten uns oft. Aber all das focht uns wenig an, denn so inmitten der Natur zu leben, war für uns junge Leute ein großes, unvergessliches Erlebnis. Des Abends auf den höchst einfachen Hockern im Kreise zu sitzen, in den Nachthimmel mit seinen unzähligen Sternen zu blicken, die Leute wie Schatten hin- und hergehen zu sehen, während ein großer Felsen unmittelbar südlich des Lagers steil und schwarz vor uns stand, ein Heer von Grillen zirpte und der Wind über unsere Köpfe strich, ahnte man, was Glück ist.



Abb 11: Bogazköy, Häuser im Dorf 1931.

Wenn es jedoch ein Gewitter gab mit länger nachfolgendem Regen, was gelegentlich vorkam, tropfte der aufgeweichte Lehm von den Decken in die Gelasse, und im Herbst, wenn in 1200 m Meereshöhe der erste Schnee fiel, war es oft mit Ausnahme des Gemeinschaftsraumes, in dem man Kohlenbecken hatte, empfindlich kalt. Die reichen Funde, die wir machten und die neuen Erkenntnisse, die sich fast täglich einstellten, glichen dies alles aus. In diesem Lager habe ich bis 1939 in jedem Jahr den Sommer und den Herbst zugebracht. Wir lebten hier in naher Berührung mit den ehrlichen und anhänglichen Landeskindern, lernten sie hochschätzen, ja lieben, Empfindungen, die bis heute fortdauern. Wer waren denn nun zu Anfang „wir“ Ich wähle zur Anschauung die Expedition von 1933.



Abb 12: Bogazköy, Teilnehmer der Expedition 1933.

Da ist [Abb. 12] ganz rechts Nusret Hakki, Repräsentant der Türkischen Antikendirektion, später Professor an der Kunstakademie in Istanbul-Findikli; dann als Volontär und Photograph ein junger Student aus Leipzig; Curt Stein, Architekt und Bauforscher, der nach dem Zweiten Weltkrieg nach Australien auswanderte und dort mit zwei Söhnen bei einem Verkehrsunfall ums Leben kam; Kurt Hüttig aus Thüringen, der dort einem politisch verdächtigten Verein angehört hatte und deshalb im Frühjahr 1933 in die Türkei ging, dort bin ich ihm zufällig in Ankara begegnet und habe ihn alsbald als Vorarbeiter engagiert, ein immer fröhlicher, immer fleißiger, immer hilfsbereiter Mensch, der nichts besaß, als was er anhatte; später überkam ihn das Heimweh, so daß er nach Thüringen zurückkehrte, man hat nie mehr von ihm gehört; und ganz links Hans Gustav Güterbock, Orientalist und Philologe, der, wie man damals sagte, aus rassischen Gründen in der Türkei blieb, anschließend nach Schweden und später nach Chicago ging, er war inzwischen mehrfach bei uns in Heidenheim.



Abb 13: Bogazköy, Expeditionslager 1932 - 1939.

Am 5. September 1931 begannen die Ausgrabungen auf dem von den Einheimischen Büyükkale, d. i. große Burg, genannten Plateau, das sich ungefähr in der Mitte des mit 2 km Länge und 1,3 km Breite sehr großen und in sich stark gegliederten Stadtgebietes erhebt. Diese Stelle wurde gewählt, weil dort die umfassendste Schichtabfolge zu erhoffen war. Die Vermutung erwies sich als richtig. In einem 62 m langen und 8 m breiten Suchschnitt stießen wir unter einer schwachen Ablagerung der römischen Kaiserzeit, darunter einer stärkeren des 8. und 7. Jahrhunderts v. Chr., somit auch einer solchen der Zeit des bekannten Königs Midas von Phrygien, sehr bald auf ein großes heritisches Bauwerk des 13. Jahrhunderts v. Chr. Und das Glück wollte es – ob wir es wirklich verdient haben, weiß ich nicht –, daß sich dieses Bauwerk als eines der Archive des königlichen Palastes erwies mit Tausenden von Tontafeln, Keilschrifttexten nahezu aller Gattungen des hethitischen Schrifttums, religiösen Inhalts, Staatsverträge, Annalen, Briefe, Gesetze u. a. Ich kann hier nur einige Bilder zeigen: ein großes Bruchstück von den Annalen des Großkönigs Mursili II. um 1320 v. Chr., Annalen, also jährweise Aufzeichnung der Geschehnisse in Staat und Hof; das hier fehlende Stück kam später noch hinzu, so daß die Tafel jetzt vollständig ist. Aber auch in den inneren Betrieb des Archivs gewannen wir einen Einblick. Es gab Tontafeln mit kurzen Verzeichnissen der hier deponierten Texte, Kataloge also, angefertigt von den DUB SAR, Schreibern, die unter einem DUB SAR GAL, dem Oberschreiber standen, der ein hohes Staatsamt bekleidete. Ja, es gab kleine Täfelchen mit der Hand geformt und mit ganz kurzen Aufschriften wie zum Beispiel „Die Tafeln über die Mannestaten des Mursili“, also gerade die Texte, die tatsächlich, wie die vorhin gezeigte große Tafel erweist, in diesem Archiv auf den Holzregalen standen. Mit Hilfe dieser kleinen Etiketten waren sie für die Benutzer rasch auffindbar.

Man kann es sich gewiß vorstellen, in welche Hochstimmung wir durch diese bedeutenden Funde versetzt worden sind, Funde, die uns so unmittelbar mit einem wesentlichen Teil des Lebens dieser weit zurückliegenden Zeit verbanden. Der vorhin kurz erwähnte Wunsch Eduard Meyer's war in Erfüllung gegangen. Meine Lehrzeit war beendet, die Gesellenzeit, wenn Sie so wollen, begann.

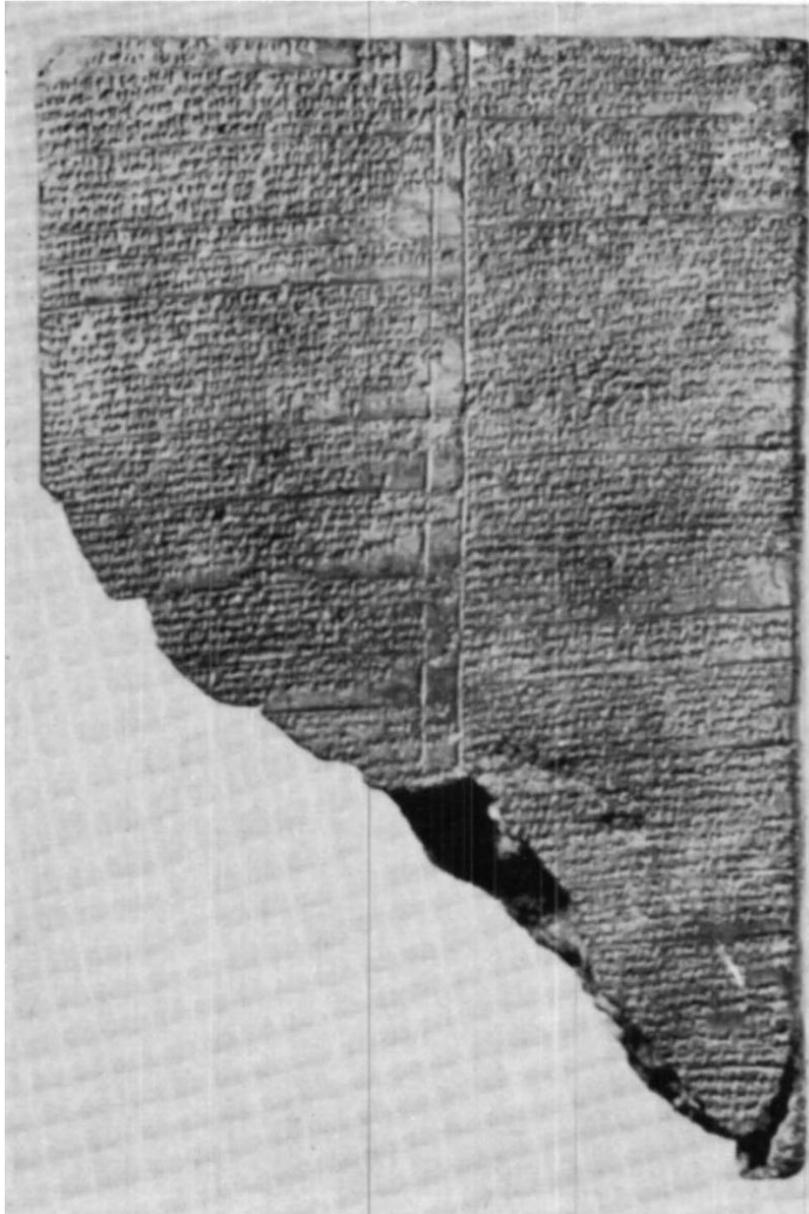


Abb 14: Bogazköy-Büyükkale, zweikolumnige Tontafel, Text Großkönigs Mursili II. (um 1320 v. Chr.)